

Predigt über Lukasevangelium 19,1-7.10 16.06.2013

Verabschiedungsgottesdienst – Pfr. Dr. Thorsten Jacobi

(I) Liebe Gemeinde, in was für einer Zeit leben wir eigentlich? Dieser eine Satz wird oft im Brustton der Empörung ausgesprochen. Doch für mich als Prediger ist dies zunächst einmal eine ganz sachliche Frage: In welcher Zeit leben wir eigentlich? Antworten auf diese Frage können an vielen Stellen gesucht werden. In den Zeitungen oder auf der Straße, im Fernsehen oder im Internet. Mir ist in den vergangenen Jahren immer wichtiger geworden, dass die Frage nach der Zeit, in der wir leben, auch auf der Kanzel gestellt und beantwortet wird, zumindest im Ansatz. Denn wer etwas von seiner Zeit versteht, der erkennt, was ihn selber ausmacht, was ihn prägt und betrifft, er erkennt den Geist der Zeit. Und wer hört, was die Stunde geschlagen hat, der empfindet auch das, was ihm Not tut und zu schaffen macht, er kennt auch die Not der Zeit. Doch wie lernen wir die Zeit verstehen? Normalerweise bedienen wir uns der Medien und machen uns kundig, wir nehmen vor allem erst einmal selber die Welt wahr und machen uns so unsere eigenen Gedanken. Christenmenschen steht aber noch ein anderer Weg offen. Wir lernen unsere Zeit auch dadurch kennen, dass wir sie in Texten der Bibel gespie-

gelt bekommen. Die Bibel spiegelt uns unsere Zeit zurück, so dass wir sie in ihrem Lichte verstehen lernen. Auch in der Erzählung aus dem Lukasevangelium, Kapitel 19, geschieht dies. Es ist die Geschichte von Jesus und Zachäus in Jericho, eine Geschichte von damals, die zugleich ein Licht wirft auf uns und unsere Zeit. Und zwar so, dass dieses Licht uns etwas buchstäblich klarmacht, so klar, dass es heilsam sein kann, es zu verstehen.

Jesus kam nach Jericho und zog durch die Stadt. Und sieh doch: Dort lebte ein Mann, der Zachäus hieß. Er war der oberste Zolleinnehmer und sehr reich. Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus war. Aber er konnte es nicht, denn er war klein und die Volksmenge versperrte ihm die Sicht. Deshalb lief er voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um Jesus sehen zu können – denn dort musste er vorbeikommen.

(II) Die Geschichte lenkt unseren Blick sofort auf Zachäus, auf diesen kleinen Mann mit der pfiffigen Idee. Die Volksmenge, die ihm die Sicht versperrt, sie wird nur flüchtig erwähnt. Doch mich interessiert diese Menge. Wonach hielten die Leute Ausschau? Was erwarteten diese Bürger von Jericho? Offenbar versprachen sie sich viel von dem,

der da kommen sollte, denn sonst wären sie nicht in dieser übergroßen Zahl gekommen. So eng und dicht gedrängt standen sie an der Straße, dass kleine Menschen das Nachsehen hatten. Ich erkenne in dieser Volksmenge die Gesellschaft wieder, in der wir leben. Unsere Gesellschaft mit ihren Erwartungen und Sehnsüchten. Es ist eine Gesellschaft, in der vielen Menschen die Prägung durch den christlichen Glauben abhanden gekommen ist. Zugleich ist es eine Gesellschaft, in der der Stellenwert von Moral zugenommen hat. Ja, Sie hören richtig: Der Glaube nahm ab, die Moral nahm zu. Nicht in dem Sinne, dass die Leute alle moralisch *besser* geworden sind. Aber doch so, dass alle *moralischer* geworden sind. Selbst wenn sich längst nicht alle an sie halten: Von der Moral selbst wird viel gehalten. Früher habe ich immer gedacht: Je weniger Menschen religiös sind, desto schwächer werde die Moral. Je loser die Bindungen an Kirche und Glauben, desto leichter sei das Gewicht, das Werte und Moral hätten. Glaubensarmut führe zum Wertezerfall. Das war lange Zeit meine Vermutung und Befürchtung zugleich. Doch wenn ich mir die Volksmenge in Jericho so betrachte, dann ist mein Eindruck ein ganz anderer: Wir leben offenbar in einer

hochmoralischen Gesellschaft, mehr noch: Wir sind Teil einer weithin übermoralisierten Gesellschaft. Je weniger die Menschen an Gott glauben, desto entschiedener setzen sie auf die Kraft der Moral. Oder drastischer gesagt: Wer nicht mehr an Gott glaubt, der ist dazu verdammt, an den Menschen zu glauben. Das heißt, dass vom Menschen alles erwartet wird: die große Gerechtigkeit, die man früher Gott allein zutraute, und die grenzenlose Barmherzigkeit, die man nur ihm zuschrieb, all dies erwartet man jetzt von seinem Mitmenschen. All die Menschenliebe, das Gespür für das, was gut und recht ist, angemessen und förderlich, all das erwartet man nun von seinem Vorgesetzten, von seinem Nachbarn, von der Lehrerin und von der Kanzlerin, vom Minister und vom Bundespräsidenten. Früher erwartete man von einem Politiker, dass er vor allem fähig war, dass er sich seinen Aufgaben gewachsen zeigte. Man erwartete von Politikern, dass sie etwas zuwege brachten. Was sie hinter den Kulissen trieben, was sie privat anstellten, z.B. abends an der Bar, das war nicht so wichtig, es wurde im Ernstfall sogar geflissentlich übersehen. Die bedeutendsten Politiker der deutschen Nachkriegsgeschichte waren oft zwiespältige

Charaktere, mit zweifelhaften Anlagen versehen, von verschlagen bis liebestoll. Es interessierte niemanden. Heute ist das ganz anders. Heute muss ein Politiker vor allem eins sein: ein tugendhafter Mensch, ein Saubermann ohne Fehl und Tadel, mit einem Wort: Er muss glaubwürdig sein. Glaubwürdig sein umfasst heute mehr als nur die Überstimmung von Reden und Handeln. Glaubwürdig bedeutet heute vor allem, dass Reden und Handeln mit dem Bild übereinstimmen, das andere sich von einem gemacht haben. Es geht nicht so sehr darum, dass man mit sich selber übereinstimmt, nein. Es geht vielmehr darum, dass man dem entspricht, was andere für stimmig halten. Glaubwürdigkeit, liebe Gemeinde, in diesem einen Wort bündelt sich das ganze Credo einer übermoralisierten Gesellschaft. Sie hält ständig Ausschau nach dem, der diese Glaubwürdigkeit in idealer Weise verkörpert. Denn die Volksmenge, in Jericho und auch bei uns, sie bedarf dieser Idole. Was nützt ein Ideal, wenn es nicht gelebt wird, wenn es nicht Fleisch annimmt in einem wirklichen Menschen?! Und so fiebern sie ihrem Idol entgegen: Gelobet sei, der da kommt im Zeichen der Glaubwürdigkeit. Der ohne Sünde ist, ohne Fehl und Tadel, mit reiner

Weste und sauberer Vorgeschichte. Doch dann kommt der Held und - erweist sich als eine einzige Enttäuschung, ja sogar als Ärgernis: *Denn als Jesus an die Stelle kam, an der Zachäus auf dem Baume saß, da blickte er hoch und sagte zu ihm: „Zachäus, steig schnell herab. Ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.“ Der stieg sofort vom Baum herab. Voller Freude nahm er Jesus bei sich auf. Als die Leute das sahen, ärgerten sie sich und sagten zueinander: „Er, Jesus, ist bei einem Mann eingekehrt, der voller Schuld ist.“ Da sagte Jesus: „Der Menschensohn ist gekommen, um die Verlorenen zu suchen und zu retten.“*

(III) Liebe Freunde, am Ende kam nicht das Idol der Glaubwürdigkeit. Es kam der Menschensohn, ein Freund der Sünder und Zöllner. Nicht der große Saubermann erschien, sondern der, der sich beschmutzte mit der Schuld der anderen. Jesus wusch seine Hände nicht in Unschuld, sondern machte sich die Hände dreckig, indem er sie einem betrügerischen Zolleintreiber reichte. Das verärgerte die Volksmenge, das brachte sie gegen Jesus auf. Und ganz am Schluss, wir wissen es, führte ihn der Weg durch Jericho hinauf ans Kreuz. Eine übermoralisierte Gesellschaft kann nicht vergeben, und auch mit dem Vergessen

tut sie sich schwer. In ihrer Welt wird lieber verdammt als verziehen. Eine übermoralisierte Gesellschaft zeigt sich zwar jedes Mal schockiert darüber, dass wieder jemand am Fels der Glaubwürdigkeit zerschellt ist. Aber sobald eines ihrer Idole irgendeine Schwäche zeigt, wenn in der glanzvollen Fassade des Helden ein Riss sichtbar wird, dann ist kein Halten mehr. Dann beginnen Vertreter dieser Gesellschaft so lange zu rütteln, bis derjenige vom Sockel fällt, auf den sie ihn selbst gehoben hatten. Herr zu Guttenberg lässt grüßen, Christan Wulff auch, vielleicht demnächst auch Thomas de Maiziere. Aus dem mutmaßlichen Verschwender von Steuermitteln ist inzwischen ein mutmaßlicher Lügner gemacht worden. Ging es zu Anfang noch um politische Fehlentscheidungen, so geht es jetzt darum, ihm *moralisches* Versagen nachzuweisen. Typisch für die Zeit, in der wir leben. Es ist eine Welt, die wenig durchgehen lässt und kaum Gnade kennt. Eine Entschuldigung kommt grundsätzlich immer zu spät und oft wird ihr jedes Maß an Aufrichtigkeit abgesprochen. Wir leben in einer Welt, die sich selbst das Wasser abzugraben droht. Denn wer will in einer solchen Welt noch politische Verantwortung übernehmen? Fehlerfreie Politiker gibt es nicht.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass Maschinen inzwischen mehr Fehlerfreundlichkeit eingeräumt wird als uns Menschen. Kann man auf Dauer in einer solchen Welt leben? Wohl kaum. Und darum kommt der Menschensohn nach Jericho und gelegentlich auch nach Hohenlimburg und verbreitet um sich herum eine andere Welt. Eine Welt, die so seltsame Worte wie Gnade und Vergebung kennt. Mehr als tausend Worte aber bewirken Hände, Hände, die denen ausgestreckt werden, die durchs Sieb der Glaubwürdigkeit gefallen sind. Ich hörte häufig hier in dieser Stadt, dass angeblich vor allem die Heuchler in die Kirche gehen, die, die es moralisch gesehen auch nötig hätten. Selbst wenn dem so sein sollte: Jesus fühlte sich gerade in einer solchen Gesellschaft wohl, im Kreise der Verlorenen und Gestrauchelten, der Unglaubwürdigen und Fehlgeleiteten. Sie suchte er auf, nicht um sie zu verurteilen, sondern um sie retten, für eine zweite und dritte Chance. Die, die damals in Jericho an der Straße standen, die sitzen heutzutage daheim und empören sich über alle, die ihren moralischen Maßstäben nicht genügen. Wir aber sitzen hier und feiern den Menschensohn. Er ist gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten. AMEN.